

Georg Christoph Tholen

Mutterimago und Ordnungsliebe in therapeutischen Diskursen (1987)¹

Michel Foucault analysierte in seiner Schrift *Überwachen und Strafen*, wie in der Geschichte des Abendlandes *Der Mensch* als Effekt eines Geständniszwanges auftauchte. Am Schnittpunkt zwischen seiner in den Spätwerken bis in die Antike reichenden *Genealogie der Selbstpraktiken* bzw. *Archäologie der Problematisierungen* menschlicher Existenz ortet sich der folgende Versuch, Psychoanalyse und Diskursanalyse zu verbinden. Die Begriffe ‚Mutterimago‘ und ‚Diskurs‘ sollen dies ebenso andeuten wie der mehrdeutige Sinn, der im Wort ‚Einbildung‘ sich kreuzt und seine dreifache Dimension kundtut: Fiktion, narzißtische Identifikation und plastische Figuration. Herauszufinden, wie Machttechniken sich uns einbilden und die für imaginäre Versprechungen empfänglichen Individuen informieren, ist eine Spurensuche besonderer Art. Sie will die Unterschiede in den Verstellungs- und Maskenspielen jeglicher Selbstthematization nicht fest-, sondern offenhalten. Die Diskursanalyse der Bedingungen des Umgangs mit sich selbst interferiert mit der Psychoanalyse der Phantasmen der Macht, die jenen Umgang vorschreiben.

Weder bloße Phantasie noch wahnhaftige Phantasmagorien sind es, denen unsere Lebenswürfe gehorchen. Die Nachhaltigkeit und Hartnäckigkeit der Phantasmen sind psychische Abwehrformationen, die schon im Wortlaut ihren militärischen und polizeilichen Charakter zugleich entbergen wie verdecken.² Nach psychoanalytischer Erkenntnis gibt es keine „Beziehung zur Realität, zu der nicht ein Phantasma gehörte, d.h. ein Szenarium von Einbildungen, in dem das Subjekt gegenwärtig ist und das in einer mehr oder weniger durch die Verteidigungsmaßnahmen verzerrten Gestalt die Erfüllung eines Wunsches, eines letztlich unbewußten Wunsches darstellt.“³

Wenn wir nun die narrativen Mythen und regulativen Phantasmen der uns vorgesetzten Selbstbilder in ihrer psycho-semiologischen Dimension begreifen wollen, so sind wir zunächst auf die rhetorische Tradition der Sprachtheorien verwiesen: auf Tropen (Wendungen), Metaphern (Verdichtungen) und auf Metonymien (Verschiebungen). Und es ist eben dieser unbewußte Zeichencharakter und sein endlich- horizontales Gewebe, welches von der vertikalen, auf- und absteigenden Linie der Geschichtstheologie und -teleologie sich verabschiedet. Eine historische Analyse dieser Wendungen und Verwendungen des Netzes sprachlicher wie nicht-sprachlicher Medien der Sozialisation untersucht das Ungesagte im Gesagten – in der unbewußten Rede ebenso wie in politischen Texten oder persönlichen Bekenntnissen. Es geht hierbei um die Lektüre der paradoxen Struktur eines sich stets verrätselnden Klartextes. Verrätselt insofern, als er seine Disposition, die von Macht und Wissen durchsetzt und erzeugt wird, vergessen hat und vergessen macht.

Die Relektüre solcher Texte zeigt dann Wiederholungen, welche eben als fiktive und verdichtete Erzählungen sich fortschreiben. Es tauchen Fehlleistungen statuarischer Identifikationen

¹ erschienen in: Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse, Heft 25, Kassel 1987, S. 70-84.

² Vgl. dazu ausführlich: Manfred Schneider, Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert, München 1986, S.9-48

³ Alain Besancon, Psychoanalytische Geschichtsschreibung, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.) Geschichte und Psychoanalyse, Ffm.-Berlin-Wien 1974, S.113.

auf, die etwas versprechen, indem sie auf eine abwesende Referenz verweisen und eben diese Abwesenheit als leere Stelle eines eigentlichen oder höheren Seins beschwören. Die Sozialisationsspiele, in denen die soziale Haut des Wissens über uns selber mit aller Macht sich verbreitet, bestehen aus einer Kombinatorik von Vor-Schriften (Pro-Grammen), welche nicht im essentialistischen Dualismus von Subjekt und Objekt, Form und Materie oder subjektiver Erfahrung und objektiver Realität zu fassen sind. Jede expressive Kausalität von innen und außen (von ‚Herzesschrift‘ und ‚Sozialgeschichte‘) zeigt sich so als ein labiler Sinneffekt, der sich psychohistorischen Strategien verdankt. Diese selber bestehen aus einem abzählbaren Geflecht diskursiver Redefiguren, welche unsere Erfahrung zu leiten, oder gar anzuordnen sich bemühen.

Ich möchte nun am Beispiel der Welt des *Psy*, d.h. an den zumal in den letzten Jahren inflationsierten Therapieformen, den Diskurseffekt des ‚Selbst‘ als eine Funktion der Mutterimago be- bzw. umschreiben. Die bekannte, von Jakoby bis Lohmann sich wiederholende Kritik am Phantasma von Heil und Heilung, von Charisma und Sekte, referiert eine Psychoanalyse, die sich von sich selbst entfernt hat. Und so bleibt oft die Polemik gegen diese in eben jenem medicozentrischen Register befangen, das aufzubrechen wir alle nicht müde werden. Daß die Psychoanalyse ein *verlorenes Objekt ihrer selbst* geworden ist, mithin in bestimmter Weise zum verdoppelnden Mimikry ihres Gegenstandes verkam, spricht nicht gegen den Versuch, in einer insistierten Wiederlektüre eben jene Werkzeuge zu finden, mit denen der Anspruch der Psycho- und Kulturanalyse, den Monolog in einen Dialog zu verwandeln, besser konstruiert werden kann als mit der dualen und imaginär in sich kreisenden Logik des *Eigenen und Fremden*. Denn in dieser spiegelbildlichen Logik wollen viele Theorien das Heterogene, das andersbleibende Fremde, in die verloren geglaubte Authentizität zurückholen und die Distanz zum Fremden überbrücken, ohne jedoch das tertium datur der Distanz selber – als einer atopisch sich entziehenden Differenz jenseits dualer Gegensätze – zum Thema zu machen.⁴ So bleiben die utopischen Diskurse oft im metaphysischen Raum von ‚verkehrter Oberfläche‘ und ‚wahrer Tiefe‘, wobei in dieser Tiefe sich der vorgeblich heimatliche Sinn und seine Ankunft im Wiederangeeigneten enthüllen möge. Solche Diskurse haben einen auf Dauer gestellten apokalyptischen Ton, der sich seine selbst vernehmende Erfüllung und Präsenz wünscht. Dieser jedoch notgedrungen aufgeschobene Hoffnungsraum eines rebirthings, einer endgültigen Versöhnung also, ist die Form eines Versprechens, das gerade den anderen Schauplatz verfehlt, der jegliche Schau und Weltanschauung platzen läßt und der – als das Ende dieser Vorstellungen – die Vorstellungen vom Ende wie vom Neubeginn als eine Funktion der Mutter-Imago enthüllt.

Das tertium datur des unbewußten Denkens und mit ihm alle weiteren Paradoxa der Freud'schen Theorie blieben weithin eine verkannte Provokation. Mit den durch die Engführung und Umschreibung psychoanalytischer Theorie und Praxis erst möglich gewordenen Ausschluß sogenannter Laien endete die Psychoanalyse als Ich-Psychologie und Ärzteanalyse um 1925/26. Das daraufhin vornehmlich in Amerika geprägte Trugbild eines autonomen Ego, welches in der sattsam bekannten Anpassungstechnik seine Konsequenzen fand und mittlerweile dem trotzig behaupteten Trugbild eines nur noch empathisch gefühlten Selbst zu weichen beginnt, hat jene Weichen gestellt, nach denen das kurrente psychoanalytische Selbstverständnis international sich ausrichtet: „Man spricht uns vom autonomen *Ego*, vom gesunden

4 G. Achenbach, Der verführte Ödipus. Psychoanalyse und Philosophische Praxis, in: Achenbach, G./Macho, Thomas, H., Das Prinzip Heilung. Medizin, Psychoanalyse, Philosophische Praxis, Köln 1985, sowie Th.M. Macho, Das Prinzip Heilung, ebenda.

Anteil des Ich, vom Ich, das gestärkt werden muß, vom Ich, das nicht stark genug ist, daß man sich auf es stützen könnte, um eine Analyse zu machen, vom Ich, das der Verbündete des Analytikers sein soll, der Verbündete des Ich des Analytikers usw... Sie sehen diese beiden *Ich*, Arm in Arm, das Ich des Analytikers und das des Subjekts, das in der Tat dem anderen untergeordnet ist in diesem sog. Bündnis.“⁵

Die Libido ist neutralisiert, die Instanz der Abwehr – das Ich – wiederaufgerichtet. Das Sagen hat – im internationalen Maßstab – eine um viele „brave Ichs“ sich stärkend bemühende Frustrationslehre, umkränzt von vielen „Sahnetörtchen einer intuitionistischen Psychologie“ (J.Lacan). Von Freud freilich ist sie entfernter denn je. Seit der Definition von Gesundheit als Arbeitsfähigkeit im Sinne der Reichsversicherungsordnung scheint die Verwechslung der Psychoanalyse mit juristischen und medizinisch-therapeutischen Diskursen, von denen einst sie sich abhob, fast lückenlos geworden zu sein. So wurde das wesentliche Axiom der Psychoanalyse, nämlich der vom Begriff des Triebes nicht zu lösende Begriff der Übertragung, durch jenen der Gegenübertragung ersetzt, gewiß dazu tauglich, eine beschworene ‚kommunikative Arzt-Patient-Beziehung‘ zwecks Beseitigung von Störungen mit Erfolg vorzutäuschen und einzuprägen. Das medial schon längst verbreitete Phantasma einer ‚verzerrten, klischeehaften Kommunikation‘ (Lorenzer) beschwört sein ihm schlicht komplementäres Phantasma einer nicht-entfremdeten, im Anderen (Du) als dem Selben (Ich) sich wiederfindenden Entsprechung. Oft trägt dieses Phantasma Züge religiöser Übereinstimmung, welche ihrerseits in den erwähnten inflationierten Therapien Befriedigung verspricht. Im Habermas’schen Diskurs der verzerrungsfreien, kommunikativen Kompetenz erhält das Ganze seine metatheoretische Würde. Mit Ameisenfleiß werden in Therapieinseln, zumal wenn sie Status und Größe von Aktiengesellschaften angenommen haben, die Schichten eines Sozialkörpers aufgebaut, der seine staatsmedizinische Tradition nunmehr von den Subjekten selber sich besorgen läßt.

Hiervon, insbesondere den Diskursen des Selbst, möchte ich nun eine Skizze geben, eingedenk der Foucault’schen Einsicht, daß es viel weniger Aussagen gibt, als wir gewöhnlich annehmen, und eingedenk der Lacan’schen Analyse, daß die Bilder, die das Imaginäre erzeugt, zwar zu enden nicht aufhören, zugleich aber von mono-toner Ein-Stimmigkeit sind. In unserem Zeitalter der In-Formation, in welchem der anthropologische bzw. ontologische Unterschied von Mensch und Maschine unentscheidbar geworden scheint, da beide als informationsverarbeitende Gedächtnisspeicher definiert werden, läßt sich kein metaphysischer Gegensatz, wohl aber ein Spiel von sinnsteuernden Transmissionen angeben, in denen sich Techniken und Sozialtechniken überschneiden, verstärken oder verbinden. Es bilden sich diskursive Strategien und mediale Botschaften, die unser Selbstverständnis regulieren. Von ihnen soll ein verdichteter Querschnitt eine eher zufällige Auskunft geben. Ich wähle zwei beobachtete Szenen und zwei wissenschaftliche Textstellen:

1. Zweihundert Leute sitzen in einem Saal. Vorne spricht ein Körpertherapeut davon, daß die Sprache des Körpers vergessen worden sei. Dieser sei vom Kopf, durch das Denken und die Gesellschaft von sich selbst entfremdet worden. Die natürliche Lebensweise sei fast vollständig verloren. Plötzlich hebt der Therapeut die Stimme und verkündet: Faßt Euren Kopf an! Ist er nicht bleiern und schwer? Schließt die Augen und tastet über Euren Körper nach unten! Hört Ihr ihn? Die meisten Zuhörer – ich konnte es sehen – nickten einstimmig und hatten ihr wahres unmittelbares Selbst gefühlt, ohne weitere Vermittlung. Die Stimme des Meisters hatte sie angesprochen. Sein Versprechen hatte sich, zumal für ihn selber, bezahlt gemacht.

5 J. Lacan, Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse (Seminar II), Olten 1980, S.381.

2. Leer und müde nach einem Uni-Seminar, das mit lauwarmer Begeisterung sich dahinschleppte und im gleichmütigen Klang strickender Nadeln verhallte, zog ich mich in ein ruhiges Caf, zurück. Das Gewirr von Stimmen jedoch wurde lauter und belagerte mein überreiztes Ohr. Ich begann zu lauschen: Da waren zwei Pärchen, die in gleichlautendem, wissenschaftlich gefärbten Tonfall einander versicherten, daß man tolerant und offen zu sein habe, den ‚Stand der Beziehung‘ ständig prüfen und diskutieren müsse. Die Ehrlichkeit verlange, daß kein Winkel im seelischen Haushalt ihres Sexuallebens unberührt bleiben solle. Eher verschämt saß da noch ein drittes Pärchen, unbeholfen ein Gespräch beginnend, während zwischen ihren Händen und Füßen die lautlose Pantomime einer Verführung ihr Spiel begann.

3. Eine technische Vision, die Joseph Weizenbaum hatte, bevor er von ihr abließ: DOCTOR/ELIZA – ein Computerprogramm als psychiatrisches Planspiel. Ein Dialog zwischen einem Computer (A), der Arzt spielt, und einem Patienten (P):

P:..Die Männer sind alle gleich.

A: IN WELCHER WEISE?

P: Sie machen uns immer wegen irgendwas verrückt.

A: KÖNNEN SIE EIN BEISPIEL NENNEN?

P: Na ja, die Idee zu diesem Gespräch stammt von meinem Freund... er sagt, daß ich oft deprimiert bin...

A: ES TUT MIR LEID, VON IHNEN ZU HÖREN, DASS SIE DEPRIMIERT SIND.

P: Das stimmt, ich bin unglücklich.

A: GLAUBEN SIE, DASS DIESES GESPRÄCH IHNEN HILFT, NICHT MEHR UNGLÜCKLICH ZU SEIN?

P: Ich brauche jedenfalls Hilfe, das steht fest.

A: WAS WÜRDEN ES FÜR SIE BEDEUTEN, HILFE ZU BEKOMMEN?

P: Vielleicht könnte ich lernen, mit meiner Mutter auszukommen

A: ERZÄHLEN SIE MIR MEHR ÜBER IHRE FAMILIE.

P: Meine Mutter erledigt alles für mich.

A: WER IN IHRER FAMILIE ERLEDIGT NOCH ALLES FÜR SIE?

P: Mein Vater.

A: IHR VATER?

P: Sie sind ein wenig wie mein Vater.⁶

4. „,Identität‘ nennen wir die symbolische Struktur, die es einem Persönlichkeitssystem erlaubt, im Wechsel der biographischen Zustände und über die verschiedenen Positionen im Sozialen Raum hinweg Kontinuität und Konsistenz zu sichern.“⁷

Man weiß über uns Bescheid. Wo nicht, werden wir mit Fragen beschossen und Daten geras-tet. *Nicht aber nur von oben, sondern aus uns selbst spricht die polizeiliche Herstellung von Identität: Und was ist Deine persönliche Meinung? Bist Du Dir und Deinem Körper treu? Spürst Du nicht die Kraft östlicher Weisheit, fühlst Du nicht Dein wahres Selbst?*

Ich gebe zu, daß solche erkenntnisdienlichen Frageraster, die vornehmlich an humanwissenschaftlichen Fakultäten und in therapeutischen Zirkeln nicht aufhören wollen, sich zu ver-

6 J. Weizenbaum, Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft, Frankfurt/Main 1977, S.15/16.

7 J. Habermas, Vorwort zu: Döbert, Habermas, Nunner-Winkler (Hrsg.), Entwicklung des Ich, Köln 1977.

breiten, mich ab- und erschrecken. Sie lassen mich vermuten, daß es ein neues Geständnisdispositiv in der „permanenten Hermeneutik unserer selbst“ (Foucault), d.h. in den Technologien des Wahr-Sagen-Müssens, gibt: die therapeutische In-Formation. Die aufgeklärte Massenpresse wie die dort sich verbreitenden Sexualpädagogen und Therapeuten sind besorgt um die *neue Offenheit* in Partnerbeziehungen und deren *Krise*. Ihren allumfassenden Normen zufolge sollen wir stets *selbstprüfende Beziehungsarbeit*, kurz *Wir-Arbeit* (Moeller-Gambaroff) leisten.

Nein zum König Sexus! – Dieses Motiv leitet Foucaults skeptische Geschichte der Wahrheit, in der am Beispiel der Sexualität die politische Ökonomie des Willens zum Wissen als *eine* Maske der Macht sich zeigte. Foucault grub die Stratageme aus, die mit Wahrheitsanspruch auftreten und doch nur eine eingeschränkte *Ordnung der Dinge* aussprechen. Es sind archivierbare Aussagetypen, welche Macht und Wissen miteinander verketteten und denzufolge man nur im Wahren ist, wenn man den Regeln einer diskursiven Polizei gehorcht und diese stets zu reaktivieren hat. In seinen Schriften *Überwachen und Strafen* und in *Sexualität und Wahrheit* hatte Foucaults jene Aussagefelder freigelegt, in denen die Orthopädie der Individualität zuerst auftauchte und mit der sich der organlose Körper des Sozialen ausbildete; ein Körper, der gleichwohl nur aus Einbildungen besteht. Diesen Prozeß ohne moralisierende Verlustanzeige als Machttechnik zu beschreiben, blieb nach Foucault selten. Ich möchte nun skizzieren, wie jene imaginäre Logik der Selbsterhaltung in den zeitgenössischen pädagogischen und therapeutischen Diskursen ebenso wie in den kybernetisch-systemtheoretischen Modellen der Bestandssicherung zirkuliert. In den erstgenannten dominiert die Rede von Selbsterfahrung und Selbstwertgefühl, in den zweitgenannten die von Selbstregulierung und Selbstprogrammierung. Vielleicht sind beide Diskurse nur soziale Trugbilder, d.h. Simulakra⁸ der Selbstbewahrung, welche die geschichtlichen Möglichkeiten des Anderswerdens stillstellen und in denen doch nur das Ende metaphysischer Programme und Vorschriften sich hinauszuzögern versucht.

Die Sinn-Systeme enden insofern, als daß das bloße *Da-Sein* solcher Selbstgewißheiten nur noch durch die Medien der therapeutischen (Dis-)Kurse und durch Fernsehbilder in Szene gesetzt werden kann, um seine Anwesenheit glaubhaft machen zu können. Eine serielle, implodierende Imagination von gefühlten oder angeschauten Selbstbildern finden wir vor; deren statuarisch-fiktiven Charakter kann zwar die Psychoanalyse entziffern, nicht aber die sicherheitspolitischen Strategien, die jene Charaktere ausprägen. Erinnern wir uns, um die Verschiebung von der inneren Selbstprüfung zur medial-externen Regulierung eines fingierten Selbstwertgefühls nachzuzeichnen, an die Geburt der Humanwissenschaften, denen wir eine bestimmte Perspektive verdanken. Foucaults Analyse der Sexualisierung als einer Materie des Bekennens führte ihn, geschult an Nietzsches *Genealogie der Moral*, zuerst ins Gefängnis. Mit der *Geburt des Gefängnisses* war von Foucault weniger die Institution als der durch sie produzierte Diskurs vom Individuum gemeint. Foucault beschrieb das Auftauchen der von J. Bentham um 1788 erfundenen *panoptischen Anstalt*. Dies war ein Mehrzweckgebäude, für Irrenhäuser ebenso tauglich wie für Fabriken und Schulen, in denen der Individuierte in lebenslänglicher (Selbst-) Beobachtung Objekt des Wissens geworden war. Das Architektur gewordene Axiom ‚Sehen ohne gesehen zu werden‘ verallgemeinerte sich zum Panoptismus, d.h. zu einer Per-

⁸ Wichtiger als die Baudrillardische Kategorie der hyperrealen Simulation, die in geschichtsphilosophische Trauer um unentfremdete Eigentlichkeit verharrt und eben deshalb bei uns so erfolgreich apokalyptisch rezipiert wurde, ist die Foucaultsche Kategorie des Trugbildes, da sie die Möglichkeit, Geschichte als Vielheit von Oberflächen affirmativ zu denken, eröffnet.

spektive, die alles und jeden verdächtigt. Dieses Dispositiv bestimmte das Machtbegehren des psychologischen und pädagogischen Blicks, welcher verborgene Abweichungen sichtbar machen sollte. Die ‚Okular-Tyrannis‘ (U.Sonnemann) panoptischer Formen der Anschauung sind zugleich aber auch akustische. Ein bestimmtes Verhältnis von Blick und Stimme führte erst zum Panoptismus, der wiederum, wie F.A. Kittler zeigte, zu einer *Benediction der Kernfamilie* führte. Dieser zuliebe wurde die Mutter-Stimme, buchstäblich sogar der Mutter-Mund, zur pädagogischen Instanz präpariert. Dieser Mutterstimme lauschten wir als Kinder die Worte ab und verschmolzen mit ihr – ob als Mutter Natur oder als frühromantisch idealisierter Geliebten schlechthin. Die literarischen Texte, die diese Liebe sozialisierten, waren die ersten Medien audio-visueller Halluzination. Und doch erklären sich diese oralen Phantasmen der Verschmelzung und Verschlingung nicht aus sich selbst, sondern nur aus ihrer Funktion als überbordende Staatlichkeit um 1800: „Die Mutter und nur sie verwaltet frühkindliche Alphabetisierung. Die Mutter und nur sie erzieht Menschen, die einzig und gänzlich Menschen sind. Die Mutter ist Ursprung des pädagogischen Diskurses, der in ihr verschwindet, um Erziehungsbeamtet aufzuerstehen.“⁹

Die Verkettung von Macht und Wissen, die das Soziale bildeten, beruhen nicht zuletzt auf einer Politik der Familie, deren Anfänge ihrerseits in der klassischen kameralistischen Tradition der *Policey* (1759ff) lagen, lange bevor diese Tradition heute als psychotechnischer Erkennungsdienst sich fortschreibt. Am Ende dieser Tradition steht nunmehr die Mikropolitik einer inflationären *Welt des Psy* (Donzelot), deren Ordnungskraft in der widersprüchlichen Regulierung von Phantasmen über unser vorgeblich prekäres Selbstwertgefühl besteht und die ‚alte‘ familiäre Sozialisation auflöst.¹⁰ Solche Trugbilder werden heute in therapeutischen Diskursen marktgerecht simuliert und fabriziert. Unübersehbar nehmen Identität versprechende und Narzißmus garantierende Körperpolitiken zu. Body Building¹¹ und Aerobic sprechen die gleiche fiktive Sprache imaginärer Ganzheit wie die auf Therapiemärkten zirkulierenden Phantasmen *authentischer* Körpererfahrung oder *wahrer* Selbstfindung. Zwischen ökologischen Diskursen, Narzißmuspsychologien und der bei Bhagwan oder mittlerweile im New Age¹² Heil und Heilung findenden Zivilisationsanklage stellt sich interdiskursiv die Rede von der verlorenen Unschuld der Natur oder der Kindheit her.

Der philosophische Dualismus von Leib und Seele kehrt im therapeutischen von Körper und Selbst wieder, reduziert jedoch und vervielfältigt als mediale Sinnbilder, die kurzfristig das Gefühl der Übereinstimmung erzeugen. Den psychischen Ort solcher Trugbilder zu bestimmen, scheint mir wichtig, wenn diese nicht bloße Kosmetik bleiben, sondern als religiöse Ersatzfunktion zu einer gar paramilitärischen Ordnung - wie es z.B. ‚Bhagwan‘ war - sich totalisieren. Und selbst die in der Philosophie der Postmoderne gestellte Frage, ob die *Wiederkehr des Körpers* Fiktion oder Wirklichkeit sei, d.h. ob in der Vortäuschung eines angeblich natürlichen und echten Körpers nicht eher sein *Verschwinden* einzugestehen sei, gehorcht eben die-

⁹ F.A. Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München 1985, S.67.

¹⁰ Vgl. J. Donzelot, *Die Ordnung der Familie*, Frankfurt/Main 1979.

¹¹ Arnold Schwarzenegger artikuliert vorbildlich: „Ich hab‘ klargemacht, wieviel *drive* einem die Sache gibt, ich hab‘ den Sport irgendwie *basic* gemacht, damit sich die Leute damit *identifien* können.“ (zit. nach: Körper total. Die Vision des Bodybuilders aus Graz hat sich in Amerika erfüllt. (Barry Graves), in: Die Zeit, Nr. 20 v. 10.5. 1985.

¹² Vgl. hierzu: Joachim Perner u. G.C. Tholen, Heil, Heilung und Holismus. Einsprüche gegen das Versprechen universaler Harmonie in der New Age-Bewegung. Ein Radio-Essay, gesendet am 23.9. 87, Hess. Rundfunk, 2. Programm (Abendstudio)

ser Logik des imaginären Narzißmus. Denn dessen Selbst- und Vorbilder, die unerreichbar bleiben müssen, verharren in melancholischer Trauer um ein verlorenes Paradies. Kehren wir also zu diesem imaginären Ort, von dem nicht selten kulturkritische Trauer nicht loskommt, zurück. Es handelt sich um jenes Stadium bzw. Stadion des Spiegels und um die Folgen eines Ver-Sehens. Denn vom Spiegelbild getäuscht, kommt das Ich zu F/Phall.

Die imaginäre Selbstbestätigung des Narziß paart sich mit der ausweglosen Neigung vom Suizid. Ihr Typus ist „die Dualität, die Form des Unentrinnbaren gegen die Nichtform der Täuschung. ‚Iste ego sum‘: dieser da, ich bin es, und: dieser da ist imago, nur ein Bild, nichts als Oberfläche, und ich: ich bin die unsichtbare Überallheit des Innenraumes.“¹³ Der Narziß-Mythos zeigt sich in der Erfahrung des *Spiegelstadiums*, mit dessen Darstellung die Psychoanalyse Lacans sich entfaltet. Die Theorie des Narzißmus ist neben der Entdeckung des symbolischen Ödipuskomplexes, in dem die Komplexe der Entwöhnung und Kastration sich wiederholen und verschieben, die 2. große Entdeckung. Die Unterscheidung zwischen dem symbolischen, imaginären und realen Vater ist zentral. Dann erst wenn in der Sozialstruktur der bürgerlichen Kern- und Kleinfamilie der reale Vater als der mit seiner symbolischen Funktion nicht übereinstimmende, gedemütigte und unzulängliche Vater auftaucht, kann von der pathogenen Wirkung des Ödipuskomplexes und seiner normativen Wirkung die Rede sein.¹⁴ Das Spiegelstadium ist jener fundamentale Riß oder Zwischenraum zwischen Biologie und Biographie, in der sich der Doppelsinn der paradoxalen Wiederholung abspielt, ‚abspult‘- (vgl. Freuds ‚Jenseits des Lustprinzips‘).

Kaum geboren, hat der Mensch schon wieder Hunger. Der Schrei des Kindes charakterisiert im Falle der den Hunger befriedigenden Brust die Fremdheit als Erinnerungsbild eines Objektes. Indem dieses Bild die Präsenz eines Objektes erzeugt, ihm Aufmerksamkeit verleiht, präsentiert sich das Subjekt zugleich selber als Objekt der Aufmerksamkeit. Die Anwesenheit führt also in ihrer eigenen Bahn eine sie ausschließende Abwesenheit mit sich, die fremd bleibt und, obwohl dem Körper so nahe, eine trennende Schranke einführt: den Nebenmenschen. Von ihm, den Freud auch an anderer Stelle den *unvergeßlichen Anderen* nennt, erhalten wir die Sprachbilder und Wörter, mit denen wir uns zu verstehen beginnen. Vor jeder Realitätswägung wiederholt das schreiende Kind die Brust, die es als Objekt, mit dem es sich befriedigen kann, ersehnt, als Vorstellung, die es wiederfinden will, da ihr Inhalt, die reale Brust, wenn auch nur für einen Moment, verloren ist. Die vorgestellte Brust scheint die Macht zu haben, das reale Objekt wieder anwesend zu machen. Lindert die reale Brust den Reiz des Hungers, verschwindet die vorgestellte Brust. Der Wunsch nach dieser ‚abgelösten‘ Brust, in deren Abwesenheit das Subjekt sich erst wohlfühlt, beginnt nach der Sättigung, wo das Kind zu träumen beginnt und dessen Inhalt das Wiederfinden selbst ist.

Dieses Wiederfinden, das als reales Finden versagt bleibt, ist der Gegenstand zwischen Wahrnehmung und Bewußtsein. Seine Stofflichkeit ist die Nichtexistenz der Dinge, positiv gewendet, die Ek-sistenz der Sprache. Von dieser *Sprachmauer* ausgehend zeitigen die Imagines der postnatalen, oralen Verschmelzung ebenso wie die pränatalen Imagines der intrauterinen Behausung nicht nur, wie Lacan zeigen konnte, die individuelle Dauerhaftigkeit des Mutter-schoßbildes, sondern auch die Möglichkeit seiner normierenden Kraft in allen kulturellen Ausprägungen: Das tief eingeprägte Gefühl der Mutterschaft, die Stilisierung des häuslichen

¹³ H.D. Bahr, Der Spiegel, das winzige Wasser und die Maschine, in: Konkursbuch Nr. 3, Tübingen 1979, S.47.

¹⁴ Vgl. hierzu: J. Lacan, Die Familie, in: ders. Schriften III, Olten 1980, S.39-100.

Bandes und das Rückzugsphantasma einer behausenden Familie, die lieber ihre Individuen begräbt, nicht freiläßt im Sinne D. Coopers, als sich selbst, sind Beleg hierfür; und erst recht der Hang zu Ganzheitsutopien, deren aufs Kollektiv oder gar die Gattung verschobener Anspruch, den Entwöhnungskomplex zu sättigen, totalitären Visionen Vorschub leistet: „Die all-gemeinste Form [...] der [...] Mutterimago ist [...] die vollkommene Assimilation der Totalität an das Sein. In dieser etwas philosophisch klingenden Formel wird man die Sehnsüchte der Menschheit wiedererkennen: metaphysische Fata Morgana der universalen Harmonie, mystischer Abgrund der affektiven Verschmelzung, soziale Utopie einer totalitären Bevormundung, alle Formen des Heimwehs nach einem vor der Geburt verlorenen Paradies und der dunkelsten Strebungen zum Tod.“¹⁵

Nun ist die psychische Form der narzißtischen Beziehung zu sich selbst ebenfalls eine paradoxe Wiederherstellung einer verloren geglaubten Einheit: im Anblick seines Spiegelbildes erfährt sich das Ich als etwas Fremdes und zugleich ihm absolut Ähnliches – Quelle seiner affektiven Identifikation. Der Gestaltwechsel von der Objekt-Libido zur Ich-Libido vollzieht sich also im imaginären Raum. Keineswegs wird irgendeine dubiose *äußere* Realität – unter der alles, von der Natur bis zur Gesellschaft, subsumierbar wäre – durch die *innere* Realität des Selbst abgelöst, wie die kurrente Ichpsychologie formelhaft zu wiederholen nicht müde wird und dabei sich nicht einmal über das platte Mysterium ihrer Widerspiegelungsaporie wundert: Wie gelangt denn das sogenannte Außen ins Innen? Wie kommt die stumme Realität zur Phantasie des Subjektes, und wie soll man die von diesem Modell doch als mächtig beschriebene Realität der Phantasie dann begrifflich von der ersteren noch unterscheiden? Das binäre, feststellende Begriffspaar ist einfach da, immer schon geprägt. Wie abgegriffene Münzen kursieren solche Identitätsmarken. Mit ihnen kann man alles festhalten. Hanebüchen wird diese positivistische Aufspaltung, wenn sie sich zur manichäischen Moral steigert: Vor dem *bösen* Objekt, d.h. vor der ‚entfremdeten gesellschaftlichen Wirklichkeit‘ flieht dieser Theorie zufolge das Subjekt narzißtisch zum *guten* Objekt, zu seinem *idyllischen* Selbst,¹⁶ das seine Einheit gemäß pränataler Mutterbilder natürlich sogleich als illusorische Regression schuldhaft einbekennt, um endlich dann jener sozialen Realität sich anzupassen, oder – umgekehrt – dieser frustrierenden Realität zum *emanzipatorischen* Trotz auf die einheitsstiftenden Onanierungsphantasien und Erlösungshoffnungen besteht.

Gesellschaftskritisch beschlagen dünkt sich solches Phantasma der doppelten Entfremdung und ist sich dann trotzdem nicht zu schade, fast jeden literarischen Text und fast jeden Autor mit diesem ewig gleichen Schema narzißtischer Gestörtheit abzustempeln.¹⁷ Doch die Polemik bleibt diesem Verfahren solange äußerlich solange nicht gezeigt wird, wie die Insuffizienz solcher Selbstpsychologie dem Mangel des Spiegelbildes und dessen imaginärer Bestrickung entspricht. Die Selbstverkenning des Bewußtseins verdankt sich dem Umstand, daß der

¹⁵ ebenda, S.53.

¹⁶ Kohut, Kernberg und Alice Miller sind Beispiele einer Psychoanalyse, die am Ende ist, will sagen, deren Kategorien sich ins Gegenteil ihrer selbst verwandelt haben; denn das, was jene anfangs dezentrierte, nämlich die Illusion eines ganzheitlichen Ich, wird nun zur Prämisse dieser Theorien selber. Dadurch wird jene Illusion des Ich, mehr oder weniger moralisch, zur sicherheitsstiftenden Norm aus- und uns eingebildet.

¹⁷ Endgültig triste wird solche Selbstbespiegelung, wenn sie sich als Literaturanalyse versucht: Seit Norman Holland und seiner Identitätsformel ‚Einheit-Identität-Text-Selbst‘ (Psyche Nr. 12, 1979) dienen die Werke von Goethe oder Kleist oder Kafka nur noch als Vorlagen für onanistische ‚Liebesaffären zwischen Leser und Text‘ oder als Musterbeispiel ‚idyllisch-narzißtischer Phantasien‘, die dann oft auch noch dem Autor selbst unterschoben werden.

Mensch im Bild seines Ichs einen Doppelgänger sieht, dem Dank des Vorwaltens des Visuellen anzugleichen er bestrebt bleibt. Da der Mensch trotz seiner vorzeitigen Geburt früher in der Lage ist, die Einheit einer Gestalt und ihre bildnerische Wirkung wahrzunehmen als sie körperlich zu realisieren, ergibt sich eine asymmetrische Relation¹⁸.

Die unheilbare und jede Selbstpräsenz verstellende Alterität zeigt uns den Narzißmus als einen paradoxen Versuch, den ursprünglichen Mangel durch das Spiegelbild aufzuheben und zu verdecken. Wenn ich zu sagen vorgebe: *ich bin ich*, sage ich: *ich werde ich gewesen sein*; und da der andere, mit dem ich mich imaginär identifiziere, immer schon vor mir da zu sein scheint, verstehen wir den berühmten Satz Kaspar Hausers, mit dem ihm das Geständnis, das der an sich symbolisch leere Platz des Anderen gefällt von der Familie als Repräsentantin der beginnenden bürgerlichen Ordnung einzunehmen sei, erpreßt wird: *Ich werde ein solcher gewesen sein, wie mein Vater einer gewesen ist*.

Die psychoanalytische Erinnerung ist im Sinne Nietzsches also eher eine Ent-innerung, eine Ent-näherung des vor- und angeblichen Ursprungs. Am Ende der philosophischen Tradition, nämlich in der Philosophie Husserls und im Existentialismus Sartres, zeigt sich das kaum noch verborgene Eingeständnis, daß die vermeintliche lebendige Gegenwart des Subjekts nicht bzw. nur in der vorweggenommenen Nachträglichkeit einer Vorstellung besteht, welche den Anderen und das Andere im Medium imaginärer Projektion introjiziert. Das Subjekt muß das ihm Fremde voraus-setzen, also einen Satz machen, einen Sprung, der keinen Ursprung mehr er-trägt. Die narzißtische Struktur des Ichs und seine Quadratur von den wie im Teufelskreis auf der Stelle tretenden Ich-Bestätigungen finden den adäquaten Ausdruck philosophischer Selbstverkenning in Sartres Existentialismus, in dem das Sein und das Nichts derart unterschiedslos zusammenfallen, daß die alles verschlingende Leere einen imaginär aufgespreizten Chorismos zwischen Welt und Individuum erzeugt, der – so Sartres wesentliche Aporie – mich ebenso nichtig wie zum autonomen Prinzip schlechthin stilisiert.

Die Kluft des Mangels wird als universale Angst halluziniert, die das existentialistische Ich gleichsam hautnah in jeweils extremen Situationen zu *verkörpern* wähnt. Lacan zeigte an Genet und Sartre die illusionäre Selbstverstrickung, in der das Hegelsche Drama von Herr und Knecht nun zum existentialistischen *Psycho-Drama* eines nur noch *personalen* Innenlebens reduziert wird, für welches dann Freiheit und Zwang ebenso zusammen- wie auseinanderfallen müssen. Auch die Varianten der Ganzheitstheorien, die heute im Psychoboom der Körper-, Gestalt- und Psychodramatherapien die Aporien dieser existentiellen Phänomenologie beerben, kaschieren in ihren Plädoyers, welche uns zur Freundlichkeit der Natur und zu einer prästabilisierten Harmonie zurückführen möchten, ihre Angst vor der Zerlegung der Einheit des Lebendigen. Der *Gestaltismus* sublimiert in seiner Weltanschauung die visuelle Geschlossenheit der Wahrnehmung, die das Mensch-Sein im Körper-Haben nach Maßgabe organisch-ganzheitlicher Metaphorik repräsentiert sieht. Die Metapsychologie vermag diese Knoten imaginärer Knechtschaft zu zerschneiden, wenn sie in der Auflösung der Standbilder des Ichs zur Kunst der Entähnlichung des Gleichen beiträgt.

Nach dem Zerfall der Familie, die einst als Garant und Ort des Anderen das Wünschen des Kindes in ödipalisierender Triangulation herstellte, wird es heute augenscheinlich mühsamer, die narzißtischen Identifikationen zu erzeugen. Schaut man sich in den therapeutischen Gesellschaften um, so fällt auf, wie wenig ihre Grundannahmen sich unterscheiden und wie ähn-

¹⁸ vgl. J. Lacan, Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, in: ders., Schriften I, Olten 1973

lich ihre Diskurspraktiken ablaufen. Seit Beginn dieses Jahrhunderts sind bis heute auf uns etwa 300-400 Therapieformen eingestürzt – eine endlose Inflation, Mischformen von Gesprächs-, Gestalt-, Gruppentherapie, Psychoanalyse, Psychodrama und Soziometrie, sowie Bio und Astro-Energetik. Erlebe man sie, so heißt es, gewinne man Empathie, das wahre Kern-Selbst, oder gar ‚kosmische, impersonale Energien‘ (Sloterdijk) oder bloß ein trotzig-unschuldiges Gefühl eines ewigen Kindes, das die Eltern immer schon beleidigt hätten (A. Miller). Oder man erhält ein *gutes* oder *schlechtes Tele*, wie im Anschluß an Morenos bi-univoker Spiegelfechtereie viele psychodramatische Supervisoren heutzutage versichern. Hat man so z.B. ein großes „Einflußnetzwerk“ oder „schöpferische Führungsqualitäten“, so hat man ein „*Aristotele*“¹⁹. Ob Lowen, Perls, Rogers oder Janov – Die Person, der Körper und das Selbst – sie sind sie selbst geworden, ganz real, und doch ganz anders.

All diese rituell wiederholten und inszenierten Regeln sind schlicht: In den Aussagen dieser Therapieformen behauptet sich die suggestive Identität eines als verloren geglaubten und nun ganzheitlich wiederzufindenden Körper-Selbst. Fingiert wird eine natürliche Person, frei von gesellschaftlichen Zwängen. Diese Natürlichkeit wird als immer schon anwesende, aber eben verborgene Emotionalität des Menschen diesem unterstellt oder erst im akuten Vernehmen des jeweiligen Therapiemeisters als momentanes Bild herbeigeschaut oder -gefühlt. Der Kreislauf dieser unendlichen Phantome des Ichs gebiert narzißtische Repräsentationen, die zu hartnäckigen Normen gerinnen. Wie ein Fetisch überbrücken sie jene eingangs erwähnte Kluft. Man findet sie in philosophischen, soziologischen, therapeutischen aber auch technologischen Diskursen. Die Sorge um Selbsterhaltung und Stabilität bestimmt viele Reden über die Probleme, die die Gesellschaft, die Gruppe und jeder einzelne hätten. Die Macht solcher Diskurse erzeugt die soziale Haut eines Wissens, das unsere Lebensführung einengt und wohl kaum Lebenskunst genannt werden kann. Bevor die Polizisten uns gegenüberstehen, sind wir diese selber. Keine eindeutige Herrschaft von oben, wohl aber verstreute Vielheiten sozial-technischer Diskurse gibt es, die den Wünschen eine sinnstiftende Ordnung vorschreibt, damit jene sich nicht verlaufen. Die Ordnung will, um funktionieren zu können, ihrerseits geliebt sein. Um solche Liebe zu enttäuschen, muß Psychoanalyse Diskursanalyse werden. Als ein Beitrag zur Kulturanalyse relativiert sie die Macht der Phantasmen, indem sie das traute Haus verläßt und die Ordnungsschemen der Wissenschaften vom Menschen erkundet, die unserem Leibe allzu nahe rücken.

Diskursanalyse entdeckt so die List, unsere Fehler und Probleme aufzulisten, aber ebenso, wie man diese Listen wiederum überlisten kann. Das um Einheit ringende Subjekt, das sich in seinem Begehren nach Präsenz im Mittelpunkt wähnte, kann sich so verabschieden und d.h. vielheitlich werden. Keineswegs jedoch wurde es allein gelassen. Es verläßt nur die engen Grenzen seines Heims, um eben dorthin, aber als Anderer und Fremder, – als Gast – nicht zurück- sondern einzukehren. Gast sein heißt: „*an etwas vorbeireden, im Verfehlen sich streifen, Spuren bilden. Man kann nur in einer Begegnung an etwas oder aneinander vorbeireden; man trifft sich, begehrt sich, weil man sich nicht entspricht.*“²⁰ Keine Heimat mehr und kein utopisches Ziel! Bleiben wir ver-ortet: atopisch re(si)stierend, immer wieder unterwegs! – So könnte ein Manifest der Zukunft lauten, welches ihr mißtraut.

¹⁹ J. L. Moreno, Die Grundlagen der Soziometrie, Opladen 1967, S.176.

²⁰ H.-D. Bahr, Sätze ins Nichts, Versuch über den Schrecken, Tübingen 1985, S.217.